

Zu hören unter zeit.de/vorgelesen

DIE FARBE DES KRIEGES



Ein Dorf an der ukrainischen Front. 616 Männer. 704 Frauen. 173 Kinder. Der Himmel voller Drohnen. Mittendrin Dmytro Moldovanov, der das größte Bild seines Lebens erschaffen will

Von WOLFGANG BAUER Fotos JOHANNA-MARIA FRITZ

Wo nur beginnen?

WEISS

Die Summe aller Farben des sichtbaren Lichts. Das Auge nimmt es auf der Wellenlänge zwischen 380 und 780 Nanometern wahr. Kulturell wird Weiß auf der ganzen Welt mit Reinheit, Unschuld und einem Neubeginn assoziiert.

TAG 1. Das Weiß füllt die ganze Wand aus, groß und weit, so groß und raumfüllend wie noch nie im Leben von Dmytro Moldovanov. Er steht nachdenklich davor, mit in die Hüften gestützten Händen, neigt seinen Kopf, wiegt ihn sanft nach rechts, wiegt ihn nach links. So wie er es immer tut, wenn er versucht, zu sehen, wie nur Dmytro Moldovanov sehen kann.
Wo beginnen?
Er hat an diesem Morgen sein Haus am Ortsrand von Parutyne verlassen, einem Dorf im Süden der Ukraine, über seiner Schulter die Rolle mit der Leinwand. Moldovanov hat eine Weile in den Himmel gelauscht, bevor er sich ins Freie wagte, denn es ist Krieg und der Himmel über dem Dorf oft voller Drohnen. Er ist die schlammige Dorfstraße hinuntergelaufen, bog dann auf die Hauptstraße ein, deren Asphalt hier und da aufgeplatzt ist, die Krater explodierter Drohnen. Er durchquerte den Park, in dem gerade prächtig die Kastanien blühen, und betrat über einen Hintereingang den dunklen Bau des Kulturpalastes. Dort, am Ende eines langen Korridors, hat er einen großen Saal gemietet, nicht richtig offiziell, unter der Hand, um sein bisher monumentalstes Werk zu schaffen, ein Gemälde, vier Meter lang, 2,40 Meter hoch. Noch nie wagte er sich an ein so großes Bild. Den Parkettboden des Saals hat er zum Schutz mit einer schwarzen Folie abgedeckt. Die Leinwand auf Holzrahmen gespannt. Er starrt sie an.
Wo beginnen?
»Ach, der«, meinen die Leute im Dorf über ihn. »Der ist kein richtiger Maler.« – »So malen Kinder«, sagt der Ortsvorsteher. »Das sind Schmierereien. Das ist doch keine Kunst.« Die Einwohner von Parutyne, die ihn kennen, schauen verständnislos auf seine Malerei, aber ohnehin kennen Moldovanov nur ganz wenige. Der 59-Jährige, weißer Vollbart, breite Schultern, breiter Rücken und ein hervorragender Bauch, lebt zurückgezogen am äußersten Rand der Siedlung, in einer vom Verfall bedrohten Bauernkate. Er pflegt wenige Freundschaften im Dorf, denn er weiß, wie wenig die Leute ihn verstehen. Für dieses Bild aber hat er sein Haus verlassen. Für das Bild, das er plant, ist es viel zu klein.
Das Dorf, in dem vor dem Krieg noch 2.200 Menschen lebten, liegt idyllisch am Zusammenfluss zweier großer Ströme, des Südlichen Bug und des mächtigen Dnipro. Von hier aus fließen sie gemeinsam ins Schwarze Meer. Einer der ältesten Orte der Ukraine. Parutyne ist auf den Ruinen von Olbia gebaut, einer der bedeutendsten Städte der Antike am Schwarzen Meer. Parutyne ist das ukrainische Pompeji, wichtigster archäologischer Park des Landes. Ein kleines Dorf auf den Trümmern einer Großstadt. Im Juni 2022 besetzten russische Truppen das gegenüberliegende Ufer des Dnipro, zehn Kilometer entfernt, und drohten überzusetzen. Parutyne wurde zur Küstenfestung. Täglich fallen Bomben.
»Es war noch nie so schlimm wie jetzt«, sagt Raisa, die Leiterin des Kindergartens, der schon dreimal Ziel von Drohnenangriffen war. »Unser Ort geht unter«, sagt der Pope Wasil, der seine Hoffnungslosigkeit zunehmend in Alkohol ertränkt. »Wie soll ich mich jetzt noch auf meine Felder trauen«, klagt der Bauer Wolodymyr, der mit Frau und Sohn auf der höchsten Erhebung des Dorfes wohnt. Wie lange noch, fragen sie sich, werden sie verschont? Der Krieg erfasst das Dorf jeden Tag etwas mehr. Viele Hundert Einwohner haben es bereits verlassen. Doch noch gibt es Leben in Parutyne. So viel Leben: 616 Männer, 704 Frauen und 173 Kinder. Noch gibt es die Schule mit zehn Klassen, fünf Läden, die Bäckerei, die bekannt ist für ihre überzuckerten Muffins. Noch sträubt sich das Dorf gegen den Untergang.
Ein erster Strich. Ein zweiter Strich, im spitzen Winkel zum ersten. Das Ohr eines Tieres. Moldovanov fährt mit einem Grafitstift über die Leinwand. Ein Geräusch, als würde Haut reißen. Das Geräusch einer Geburt. Ein Augenpaar. Ein Nackenschwung. Der ganze Kopf. Nüstern dazu. Der Kopf eines Pferdes. Ein ganzes Pferd. Zackige Linien über dem Pferd. Ein Feuerpferd, flammenumbrandet. »Es ist das chinesische Jahr des Feuerpferdes«, sagt er. Eine Frau auf seinem Rücken, mit zierlichem Sonnenschirm und mächtigem Säbel, doch – er zögert, geht zurück, wiegt seinen Kopf – die Perspektive ist falsch, niemand hält einen Sonnenschirm so.
Er radiert, zeichnet neu. Ein Löwe. Zwei Frauen, nackt. »Halt«, sagt er. »Es braucht noch eine dritte.« Es formt sich aus dem Weiß eine Marschkolonne aus Frauen. Rechts oben ein Wolf, in die Enge getrieben. Die Austreibung des Winters. Der Siegesmarsch des Frühlings. »Ich glaube«, sagt Moldovanov, »wir gehen bald besseren Zeiten entgegen.« Die letzten Jahre waren seine Bilder voll von Gewalt: Tiger, die sich gegenseitig zerfetzten, Giraffen, perforiert von Granaten. »Ich bin der Gewalt so müde«, sagt er. »Ich brauche Frieden.«
Es ist Nachmittag geworden. Moldovanov ist am Ende seiner Kraft, setzt sich und betrachtet seine neu geschaffene Welt.
»Ist euch nicht langweilig?«, fragt er und dreht sich zu uns herum. Es ist das fünfte Kriegsjahr in der Ukraine. Die Fronten verändern sich kaum, und doch verändert sich ständig alles. Wir, die ZEITmagazin-Reporter, werden die nächsten drei Wochen die Dorfgemeinschaft in Parutyne begleiten, ihren Alltag am Rande der Auslöschung und in ihrer Mitte, ihn, Moldovanov, einen Künstler, der sein Leben lang belächelt wurde und inzwischen als einer der wichtigsten Vertreter der sogenannten primitiven Malerei gilt. Mitten in immer größerer Zerstörung beginnt er sein bisher monumentalstes Werk, dessen Vollendung drei Wochen dauern wird und dessen Botschaft vor allem eines ist: die Hoffnung.

SCHWARZ

Schwarz gehört zu den ersten drei Farben, die der Mensch nach seiner Geburt wahrnimmt. Schwarz ist die Abwesenheit von Licht. Schwarz absorbiert alle anderen Farben. Wurde früher aus Ruß hergestellt. Das englische Wort »black« stammt von »burnt«, verbrannt. Schwarz steht oft am Anfang oder am Ende von etwas.

Der Sitz der Dorfverwaltung duckt sich unter hohen Kastanien. Ein zweistöckiger



Bau, graue Fassade, von der der Putz bröselt. Hinter einem Schreibtisch mit rissiger Oberfläche sitzt Oleg Charkowez, 51, im ersten Stock. Er ist der Ortsvorstand, auf Ukrainisch: der *starosta,* ein gelernter Elektriker. Charkowez erzählt von besseren Zeiten. Lange sei es mit dem Dorf nur bergauf gegangen. Sie alle, die Einwohner Parutynes, hätten einst zusammengearbeitet. Einer für alle, alle für einen. Zu Sowjetzeiten war der ganze Ort zu einem einzigen Betrieb vereinigt, einer Kolchose. Zusammen züchteten sie Rinder, bauten Getreide an, vielerlei Früchte, vor allem aber: Wein. Sie hatten damals einen charismatischen Direktor, Igor Iwanow, der aus dem Dorf eines der wichtigsten Weinanbaugebiete der Ukraine machte.

»Oi, oi«, sagt Charkowez etwas unwillig. »Soll ich euch das jetzt alles erzählen?« Er geht in seinem Büro zu einer fast leeren Regalwand, sucht dort eine Broschüre mit der Geschichte des Ortes, 40 Jahre alt. Eine aktuellere Broschüre hat er nicht. Gorbatschow, erzählt Charkowez weiter, habe dem Wohlstand dann ein Ende bereitet. Der habe dem Alkoholismus in der UdSSR den Kampf angesagt und überall Weinstöcke zerstören lassen. Doch das Dorf überlebte die Sowjetunion, und mit ihm auch Iwanow, der den Weinanbau wiederauferstehen ließ.

Erneut florierte Parotyne, jetzt in der unabhängigen Ukraine, Kapitalismus! Das Geld aus dem Weinhandel finanzierte den Bau des Kulturpalastes, des größten aller Dörfer der Umgebung, den Bau der Kirche, einer Shoppingmall (mittlerweile verfallen), einer neuen Schule, eines Vorzeigekindergartens und eines Sportstadions, doch das blieb unvollendet, weil Iwanow zuvor an Herzversagen starb. Das war 2004. »Dann wurde alles verkauft«, sagt Charkowez. Unter dem Druck der Weltbank begann die Regierung in Kyjiw, im ganzen Land Staatseigentum zu privatisieren. Windige Geschäftsleute aus Odessa, sagt der Vorsteher, kauften das Weingut und den landwirtschaftlichen Betrieb, verkauften, was nicht profitabel war. Dann besetzten die Russen die Krim, und die Ukraine brach die Handelsbeziehungen nach Russland ab – womit dem Dorf der wichtigste Abnehmer für die Trauben ge-

Eine Frau macht Selfies vor der leeren Shoppingmall. Daneben schaukelt ein junger Mann sein Kind

nommen wurde. Die Jugend wanderte ab. Das Budget der Gemeinde trocknete aus. »Was kann ich schon tun?«, sagt der Ortsvorsteher hinter seinem Schreibtisch. Von den sechs Jahren, die er im Amt ist, wütete fünf Jahre lang der Krieg. Die Gemeinde sei abhängig von Almosen. Sie nehme so gut wie keine Steuern mehr ein. Im Erdgeschoss des Rathauses werden Lebensmittel einer Hilfsorganisation an Bedürftige verteilt. »Ich muss mich jetzt hinlegen«, entschuldigt er sich. Ihm gehe es derzeit nicht gut. Er hat in den letzten Monaten stark an Gewicht verloren. Er krümmt sich, beugt sich nach vorn. Diese Schmerzen. Heute besonders stark in den Beinen. Dieser verdammte Krebs.

TAG 2. Im Kulturpalast huscht der Schatten der Direktorin über die Korridore. »Komm mich besuchen!«, ruft Moldovanov ihr zu, als er an diesem Morgen das Gebäude betritt. Sie murmelt etwas und entschwindet in die Dunkelheit. Es gibt kein elektrisches Licht, es gilt Strom zu sparen. Die Direktorin hat sich verändert, sagt Moldovanov. Sie meidet Menschen. Sie hat sich in sich zurückgezogen. Ihr Mann gilt seit einem Fronteinsatz vor zwei Jahren als verschollen. Früher war der Kulturpalast sozialer Mittelpunkt des Ortes, erfüllt von Musik, singenden Kindern und Gelächter. Jetzt wirkt der Bau wie ein Mausoleum. In seinen Katakomben halten sich in diesen Tagen nur diese beiden auf, die Direktorin und Moldovanov.

Der Wolf. Er malt ihn nachtschwarz. Der Schrecken. Der, der den Krieg über die Welt bringt, sagt Moldovanov. Den Himmel über ihm färbt er lila. Die Augen blutrot. Das Maul zum Biss geöffnet. Die Krallen der Pfoten ausgefahren. »Das Böse verschwindet nie ganz aus der Welt«, sagt sein Schöpfer. »Irgendwo lauert es immer.« Moldovanov gilt nicht nur im Dorf, sondern auch in der ukrainischen Kunstszene als Außenseiter. Als 20-Jähriger hat er die Akademie in Odessa besucht, wurde aber nach vier Wochen rausgeworfen. Exzesse auf wilden Partys, erläutert Moldovanov. Lange Jahre arbeitete er auf dem Bau. Mit 22 heiratete er, bekam eine Tochter, ließ sich kurz darauf scheiden, begann das Trinken. »Ich habe lange gedacht, ich bin ein Versager.« Jetzt, 40 Jahre später, stellt Moldovanov im Nationalmuseum in Odessa aus, wird von Galeristen in Lwiw vertreten, und seine Bilder werden von Beratern des Präsidenten gesammelt. »Wie kannst du immer noch in diesem Dorf leben?«, fragen manchmal Freunde bei einem seiner seltenen Besuche in Kyjiw oder Lwiw. »Mit Parutyne«, entgegnet er ihnen dann, »habe ich mein Paradies gefunden.« Draußen vor den Fenstern flattern die Schwalben, die unermüdlich ihre Frischgeschlüpften in den Nestern der Mauervorsprünge füttern. Schaut Moldovanov hinaus, sieht er auf den zentralen Dorfplatz mit den Gedenktafeln und den Fotografien der Toten, die in diesem Krieg gestorben sind. Blumengeschmückt stehen sie hintereinander in Reih und Glied.



Moldovanov gilt nicht nur im Dorf, sondern auch in der ukrainischen Kunstszene als Außenseiter

GRÜN

Grün ist eine eigenartige Farbe. Natürlich entsteht es vor allem durch den Pflanzenfarbstoff Chlorophyll. Für das Auge im Wellenlängenbereich von 520 bis 565 Nanometern wahrnehmbar. Symbol für das Leben. Im Mittelalter die Farbe des Satans, Dämonen wurden oft grün gemalt. Symbol des Unberechenbaren. Wurde einst durch eine Mischung von Arsen und Kupfer hergestellt, tragischer Ursprung der Wortschöpfung: giftgrün. Farbe der OP-Kleidung in Krankenhäusern, weil darauf das Blut nicht so sichtbar ist.

Das Ehepaar Anna und Wolodymyr steht auf der höchsten Klippe über dem Dorf. Im Osten der breite Fluss unter ihnen. Die Klippen hier sind alle aus Lehm, Relikte der letzten Eiszeit. Anna trägt Schürze, Wolodymyr einen Blaumann. Hier oben wohnen sie inmitten ihrer Felder. Fast alles um sie herum ist grün. Ein kleines Haus haben sie auf der Anhöhe gebaut, eine Ansammlung von Schuppen und Anbauten drum herum. Als die Kolchose privatisiert wurde, haben sie ein Stück Land zugewiesen bekommen, einiges haben sie dazugekauft. Sie bauen Weizen an, Gerste, Sonnenblumen und Flachs. Unter ihnen gen Süden schmiegt sich das Dorf in die Hügellandschaft. Mittendrin der Kulturpalast, der aus der Ferne wie eine Festung mit Turm und Zinnen wirkt.

»Es wird alles weniger«, sagt Wolodymyr. Schon jetzt können sie die Felder nicht mehr nutzen, die am anderen Ende des Dorfes liegen, nur drei Kilometer entfernt. Es wimmele dort von Drohnen. Und nie könne man sich sicher sein, ob sie nicht auch Traktoren angreifen. »Wir haben schon die Hälfte unserer Felder verloren.« So bauen Anna und Wolodymyr jetzt mehr Erdbeeren und Kartoffeln an, um den Ernteausfall wenigstens ein bisschen auszugleichen. Zu allem Unglück seien ihnen auch die Bienen weggestorben, von 200 Völkern überlebten nur sechs. Ob das auch an den Drohnen dieses Krieges liege? Den Schwingungen? Hat der Krieg neue Bienenkrankheiten gebracht? Sie rätseln.
Nachts hören sie das tiefe Brummen der Überlanddrohnen, die vom russisch kontrollierten Ufer aus gestartet werden, dem Flussverlauf folgen und Richtung Kyjiw rasen. Die Einsamkeit auf ihrer Klippe, die sie früher liebten, beginnen sie immer mehr zu fürchten. Abends hören sie das Schreien der Schakale. So viele von ihnen schlichen jetzt durch die Nacht. »Sobald es dunkel wird, hörst du ihr Jaulen«, sagt Wolodymyr. Mit dem Krieg seien die Raubtiere gekommen. Sie hausten in verlassenen Gehöften, in brachliegenden Feldern, rissen seine Hühner. Die Kaninchen, die es früher hier in Massen gab, seien verschwunden, gefressen oder vertrieben. Die Schakale würden so übermütig, dass sie sogar auf der Straße Autos anfielen und sich in die Reifen verbissen.
»Wir glauben nicht mehr an ein Morgen.«

TAG 4. Das Wochenende ist ohne einen einzigen Pinselstrich vergangen, denn auch sie habe das Recht auf Ruhe. Das hatte die Direktorin am Samstagmorgen Moldovanov zu verstehen gegeben, als er an die Tür des Kulturpalastes klopfte. So trottete er mit seinem Rucksack wieder nach Hause. Er braucht selten frei am Wochenende. Er malt so gut wie immer. Malen ist Moldovanovs Lebenselixier. Manchmal muss er aufpassen, es nicht zu übertreiben. Er malt dann und malt und malt, sinkt immer tiefer in seine Welt aus Löwen und Tigern, bis er gar nicht mehr herausfindet, sagt Moldovanov. Dann könne er nicht einschlafen, schmecke ihm nichts mehr, gefalle ihm kein Fernsehfilm mehr. »Dann wird es gefährlich. Dann muss ich aufhören.«
Vor sieben Jahren ist er aus der nahen Großstadt Mykolajiw hinaus nach Parutyne gezogen. Das Haus war günstig für 2.000 Euro zu haben. Er zog ein, so wie es war, veränderte nur wenig, sogar die meisten Möbel ließ er stehen. Er wollte mehr Natur, mehr Licht, Abstand zu den Menschen. Die Begegnungen mit Menschen bergen immer ein Risiko für ihn. Mag er sie, neigt er dazu, mit ihnen übermäßig zu trinken. Mag er sie nicht, endet es mitunter in brutalen Prügeleien.
Er sitzt auf seinem Bett. Das große Bärenfell an der Wand dahinter ist das Geschenk eines Freundes. Moldovanov ächzt vor Schmerzen, die Gicht, sagt er. Das übermäßige Saufen. Er ist jetzt umgestiegen auf Cognac, den würden seine Gelenke besser vertragen. Das Haus besteht aus nur drei Räumen. Schlafzimmer, ein winziges Bad, die Küche ist ein schmaler Vorbau. Kein fließend Wasser. Zum Duschen und Abspülen schöpft er Wasser aus Regentonnen. Das Atelier, einst die Wohnstube: zwei improvisierte Staffeleien. Der Boden fast komplett bedeckt mit gebrauchten Farbtuben und Plastikflaschen für Lösemittel. »Ich weiß, wie das aussieht«, sagt er. »Die Höhle eines Obdachlosen.« Selten bekommt er Besuch.
Sein Leben lang war Moldovanov Außenseiter. Als er vier Jahre alt war, hatten ihn ältere Kinder zur Hänselei in einen Keller gesperrt. Seitdem, sagt er, stottert er. Seine Mutter habe ihn zu vielen Ärzten geschickt, aber niemand habe ihm das Stottern nehmen können. Reden ist für ihn eine Qual, ein ständiges Ringen. Reden fällt ihm leichter, wenn er trinkt. Er war fünf, da starb sein Vater beim Überqueren einer Straße in Mykolajiw. Von einem Auto überfahren. Seine Mutter, eine Ingenieurin, lange Zeit eine Alkoholikerin. Von den Gleichaltrigen, die früher mit ihm auf dem Bau arbeiteten, lebt kein einziger mehr. Der Suff. »Hätte ich das Malen nicht, hätte ich mich schon vor langer Zeit umgebracht.«
Einer seiner letzten Freunde hat sich diesen Winter das Leben genommen. Oleg. Mit ihm ist er aufgewachsen, hat in Mykolajiw Kunstprojekte begründet, zusammen arbeiteten sie auf dem Bau, bemalten die Innenräume von Kirchen und Restaurants. Vor zwei Jahren ist Olegs Frau an Krebs gestorben. Der Freund ertränkte seinen Schmerz in Wodka, trank und trank, bis er im Januar in Kyjiw, wo er mittlerweile lebte, von Russland in eisige Kälte gebombt, erfroren in seiner Wohnung aufgefunden wurde. »Das ist von ihm«, sagt Moldovanov und zeigt auf das Bärenfell hinter sich.

Artem, 14 Jahre alt, und Kolja, zwei Jahre älter, zwei Freunde, sitzen an diesem Nachmittag vor der Bäckerei in der Ortsmitte. Einer der wenigen Treffpunkte, die der Dorfjugend verblieben sind. Wir sitzen am Nachbartisch und belauschen sie. »Ich habe gestern ein neues Tablet bekommen«, sagt Artem. »Eines von Apple?«, fragt Kolja, ergriffen von der Neuigkeit. Sie zucken zusammen. Ein Fauchen. Eine Explosion irgendwo ganz nah. »Eine Molnija«, sagt Artem. Beide Jungs kennen alle Drohnenmodelle und ihren Sound. »Habt ihr die Schahed heute Mittag gehört?«, fragt er uns. Wenig später lachen sie schon wieder voller Übermut. So alltäglich ist der Krieg, sie können sich an kaum etwas anderes als Krieg erinnern. Kriegskinder. Nach der Schule will Artem was mit IT machen, Kolja, und dabei glänzen seine Augen, will Traktorfahrer werden. Vor einigen Tagen hat er zum ersten Mal einen fahren dürfen. Kolja hat einen Sprachfehler und ist geistig von Geburt an etwas schwerfällig, aber der jüngere Artem kümmert sich um ihn, hilft, wenn ihm Worte fehlen.
Koljas Bruder ist letztes Jahr an der Front getötet worden, mit nur 20 Jahren. Das berichtet Artem, und Kolja nickt traurig, sagt, wie sehr seine Mutter am Grab geweint habe. Er will noch weiter über seinen Bruder erzählen, aber er zögert, stockt, und wieder hilft ihm Artem, indem er schnell das Thema wechselt. Fröhlich berichten sie von ihrem Fahrradausflug, den sie neulich ins Nachbardorf unternommen haben. Zehn Kilometer durchs Drohnenland. Nichts sei passiert. Die Mütter haben sich Sorgen gemacht, völlig umsonst! Sie lachen. Sie sind ein gutes Team.

ROT

Die meisten Säugetiere haben Probleme, Rot zu erkennen. Der Mensch hat in seiner Entwicklungsgeschichte irgendwann die



Schäfer und Schlächter Witalij, 51. Sein Haus wurde zerbombt. Witalijs Sohn ging an die Front und gilt als vermisst



Fähigkeit erworben, Rot zu sehen. In seiner Netzhaut sind dafür spezielle Zellen ausgebildet, die L-Zapfen, die Rotrezeptoren. So konnte der Mensch schneller zwischen unreifen, grünen Früchten und roten, reifen Früchten unterscheiden. In den meisten Sprachgruppen haben sich Wörter für Rot sehr früh herausgebildet. Rot steht für Gefahr, aber auch für Erotik. Für Goethe war Rot die vollendetste aller Farben. Ein Geschenk der Evolution.

TAG 9. Über Nacht gab es im Kulturpalast einen Wassereinbruch. Die Wände von Moldovanovs Malsaal sind nass. Auf der schwarzen Plane, mit der er den Boden bedeckt hat, um das Parkett zu schonen, stehen große Pfützen. »Ich habe Glück gehabt«, sagt er. Die Leinwand selbst scheint trocken. Er wischt, benutzt seine Jacke als Feudel, wringt sie über einem Eimer aus. Zweimal haben Drohnen in den letzten Monaten den Kulturpalast angegriffen. Die Direktorin erzählt, dass sie Brandbomben auf das Dach abgeworfen haben. Die Russen hätten die großen Antennen treffen wollen, mit denen auch das ukrainische Militär kommuniziert. Das Feuer habe sich in die Dachisolierung gefressen und lange geglommen, bis die Feuerwehr es endlich gelöscht bekam.
Kniend mischt Moldovanov die Farben auf dem Boden, Rot ist es heute. Rot für das Feuerpferd. Immer mehr schält sich das Tier aus der Leinwand heraus. Die Vorderbeine wie zum Galopp erhoben. Kraftvoll drängt es vorwärts, in die Dunkelheit des Winters. Keine Chance hat der schwarze Wolf gegen das Rot des Feuerpferdes. Moldovanov lebt in der Welt seiner Bilder. Darin tauchen die immer gleichen Geschöpfe und Formen auf, Löwen, Tiger, Jaguare, Raubtiere aller Sorten, Hirsche, die Klippen, der träge dahintreibende Fluss, die Schornsteine der Aluminiumfabrik am gegenüberliegenden Ufer. Fein zeichnet er die Gesichter der Tiere, grob die der Menschen. Fast scheint es, er würde am liebsten gar keine Menschen malen.
»Ich male ab sofort nackt«, verkündet Moldovanov feierlich. Es ist heiß geworden im Saal. »Ich hoffe, ihr seid nicht schockiert.«

Der Priester von Parutyne steht in seiner Kirche und weint. Ich, der Reporter, halte Wasyl Sowytsch, vor 35 Jahren zum Priester geweiht, seit 20 Jahren zuständig fürs Seelenheil im Dorf, in meinen Armen. Wir halten uns beide aneinander fest. Er zittert am ganzen Körper. »Wofür kämpfen meine beiden Söhne an der Front?« Er wolle Gerechtigkeit, wimmert er. »Gebt mir Gerechtigkeit.« Seine Frau ist vor zwei Jahren bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Die Unfallverursacherin sei betrunken gewesen. Der Wagen überschlug sich, seine Frau war sofort tot. Seitdem prozessiert Sowytsch unermüdlich. Aber die Unfallverursacherin sei reich und habe gute Kontakte ins Justizministerium in Kyjiw, klagt er. So sei es bisher nicht zu einer Verurteilung gekommen. »Es sind alle korrupt! Ich weiß, ich kann so meine Frau nicht zurückbringen. Aber ich will mein Recht!«
Der Priester ist dem Trinken verfallen. In der Sakristei, in die er ungern führt, stehen Dutzende leerer Cognacflaschen. Seine Frau war sein Anker, erzählen sie mitleidig im Dorf.
Es kommen nur noch wenige Gläubige zu seinen Gottesdiensten. Das Gebäude ist im Verfall. Die Einschläge in der Nachbarschaft haben Risse in die Kirche getrieben. Putz fällt von Wänden und Decke. Die Heiligenbilder sind zum Teil abgeplatzt. Der Staub ihrer Fragmente bedeckt den Kirchenboden; offenbar gibt es niemanden, der ihn reinigt.

Am Ende des Tages färbt sich der Horizont schwarz. Auf der anderen Flussseite des Dnipro steigt eine riesige Rauchsäule auf. Dort befindet sich die russisch besetzte Kinburn-Nehrung. Eine zehn Kilometer lange, bis zu hundert Meter schmale Sandzunge, früher Naturschutzgebiet, jetzt Kampfzone. Von hier aus starten die Drohnen, die Parutyne bedrohen.
»Sollen wir weitergehen?«, fragt uns Tatjana Schewtschenko ängstlich, stellvertretende Direktorin des Archäologieparks Olbia, die uns ihr Museum hatte zeigen wollen. Das war einst die touristische Hoffnung der Region. Wir haben uns am Tor getroffen, nur hundert Meter von Moldovanovs Haus entfernt. »Moldovanov, jaja«, sagt sie. »Schon mal gehört.« Vor dem Krieg kamen Busreisegruppen hierher. Es waren Hotels um den Archäologischen Park herum geplant, Unterkünfte für internationale Forscher, ein Veranstaltungszentrum und vieles mehr. »Wenn wir den Weg weitergehen, weiß ich nicht, wie gefährlich es ist«, sagt Schewtschenko nach den ersten hundert Metern. Die Ruinenfelder von Olbia sind vom anderen Flussufer aus gut einsehbar. Manchmal liegen auch Minen auf den Pfaden des Archäologieparks, die Drohnen nachts abgeworfen haben.
Am Vortag traf eine Granate das Ausstellungsgebäude, in dem sie Inschriften und Skulpturen aufbewahren. Schewtschenko hat erst diesen Morgen die Schäden begutachtet. Zum Glück sind nur Fenster zerstört. Sie ist die letzte Wissenschaftlerin, die noch im Museum arbeitet. Der Direktor, mehrere Archäologen, sie alle, sagt sie, kämpfen mittlerweile als Soldaten an der Front. Es gibt nicht viel zu tun. Schewtschenko sitzt ihre Zeit im Verwaltungsgebäude ab und wacht über das Archiv. Eine Buchhalterin und eine Bibliothekarin leisten ihr Gesellschaft. Alle Forschungsarbeiten, die in den letzten hundert Jahren über die Ruinenstadt entstanden, sind hier untergebracht. Der wahre Schatz von Olbia.
Das Dach leckt, Folgen früherer Drohnenangriffe. Die drei Frauen haben Eimer auf die obersten Regalbretter verteilt, um das Wasser aufzufangen. Schewtschenko traut sich nicht, das Dach flicken zu lassen. Die Arbeiten könnten noch mehr Drohnen anlocken. Aus dem gleichen Grund wagt sie es nicht, das Archiv zu evakuieren. »Wir halten aus«, sagt sie.

BLAU

Die alten Römer und Ägypter kannten kein Wort für Blau. Blau ist eine der Farben, die lange Zeit nur sehr schwer herzustellen waren. Wahrnehmbar auf einer Wellenlänge zwischen 380 und 500 Nanometern. Das erste Blau entstand aus gemahlenem Lapislazuli, einem Halbedelstein aus Afghanistan. Im Mittelalter gewann man es aus einer Pflanze, dem Färberwaid. Seit über hundert Jahren bei Männern wie Frauen die beliebteste Farbe, sagen Langzeitumfragen. Studien zeigen, dass blaues Licht die Ausschüttung des Schlafhormons Melatonin hemmen kann, wodurch Ein-

schlafprobleme auftreten können. Dies betrifft besonders Menschen, die nachts intensiv digitale Geräte nutzen.

TAG 12. Es gibt nur wenig Blau in Moldovanovs Welt. Das Wasser des Flusses ist schwärzlich-lila. Auch im wirklichen Leben ist es nie blau gewesen. Der Südliche Bug war eine Industriekloake. Erst vor Kurzem seien die Fische zurückgekommen, sagt Moldovanov. Auch eine Kriegsfolge. Die Aluminiumfabrik hat der Kämpfe wegen schließen müssen. Blau vertupft er an nur drei winzigen Stellen des Bildes. Eine der drei nackten Frauen bekommt blaue Haare, wild und ungestüm. Der Sonnenschirm der Reiterin: dunkelblau. Einen kleinen Teich malt er noch blau dazu, in die untere rechte Ecke, unter den Nackten, die Problemecke, wie er sagt, weil noch so leer.

Der Rücken tut Moldovanov weh. »Es wird ein kurzer Tag«, sagt er, nur mit Shorts bekleidet. Er ist noch keine 60, aber er spürt die Jahre, weiß nicht, ob er körperlich noch einmal ein so großformatiges Bild schafft. Die Arbeit auf dem Bau, der Alkohol und die Schlägereien haben Spuren hinterlassen.

Am meisten beschäftigt ihn heute der Himmel. Wie soll er ihn malen? Im Himmel begegnen sich beide Welten, die des Winters und die des Frühlings, der Furcht und der Hoffnung. Er stellt sich auf die beiden alten Holzhocker, die er von zu Hause mitgebracht hat. Wacklig und klapprig. Ob er nicht eine Leiter benutzen will, fragen wir ihn. »Lasst mich in Ruhe«, sagt er unwirsch. »Ich weiß doch, was ich tue.«

Also wird der Himmel, den er mit ausgestrecktem Arm erreicht, knapp unter der Saaldecke, schwarz an seinen Rändern und gelb in der Mitte, in der Moldovanov eine grellorange Sonne aufgehen lässt. Von draußen dringt das Bellen eines Maschinengewehrs herein. Moldovanov, oben im Himmel, hört es kaum, schöpfend, schaffend, Gott einer ganzen Welt.

Oleg Charkowez, der Ortsvorsteher, hat es nach längerer Pause wieder ins Rathaus geschafft. Die Schmerzen werden schlimmer, die Krebsbehandlung. Er weiß nicht, ob das ein gutes Zeichen ist oder eher nicht. Charkowez lacht viel, antwortet auf die meisten Fragen mit Witzeleien, gern derb. Er fährt uns durchs Dorf, zeigt uns das Altersheim mit acht Bewohnern, die Klinik, auf die er stolz ist, eine Klinik in einem so kleinen Ort! Er erzählt viel über Stromleitungen, als Elektriker im Ort hat er vieles hier selbst verlegt. Er verliert nur über wenige Mitbürger ein gutes Wort, aber das ist vermutlich seine Art, Heimatverbundenheit auszudrücken.

Am Ortsrand nach Süden verschwindet die Straße in einem Tunnel aus eng gewebten Netzen. Die Kadaver von Vögeln hängen in ihnen. Sie verrotten mit ausgebreiteten Flügeln. Die Netze sollen verhindern, dass sich Drohnen auf die Autos stürzen. Die Dörfer dort sind noch häufiger Attacken ausgesetzt, weil sie näher an der Kinburn-Nehrung liegen. Sie heißen Dmytriwka und Otschakiw. Drei Verletzte allein gestern, erzählt Charkowez. Viele der Einwohner seien nach Parutyne geflohen. Aber auch Parutyne werde immer unsicherer. »Heute Morgen«, sagt Oleg Charkowez, »hat es eine Familie bei uns zum zweiten Mal getroffen.«

Er fährt uns zu jener Familie, steigt aber nur kurz aus, als er vor der betroffenen Adresse hält. »O Gott, nein«, ruft er: »Sie ist betrunken!« Sie heißt Tanja und will nicht mit Nachnamen genannt werden. Anfang vierzig, das Gesicht rot und aufgeschwemmt. Torkelnd macht sie uns das Gartentor auf. Angewidert steigt Oleg wieder in seinen Wagen. »Ja, ich habe getrunken«, lallt sie ihm zu. »Es war ein harter Tag.«

Das Haus ist erbarmungswürdig, schief und krumm und schimmeldurchsetzt. Tanja führt uns in den hinteren Garten, Hunde, die in Rage an ihren Ketten zerren. Im Entengatter, nackte Erde, Schlamm, zeigt sie uns Trümmer der Drohne. Ein Häufchen Elektronik. Die Spezialisten vom Militär seien schon da gewesen und hätten das meiste mitgenommen. Dieses Mal sei zum Glück die Drohne nicht explodiert, nur leicht gebrannt habe sie. »Die Enten sind seitdem ganz aufgeregt. Die haben aufgehört zu brüten. Schaut doch!«

Sie schwankt wieder ums Haus herum, noch einmal an den tobenden Kettenhunden vorbei, zum vorderen Garten. Ein großer Krater klafft dort. »Da!«, ruft sie aufgeregt. »Da!« Das erste Mal sei ihr



Der Moment der Vollendung! Moldovanov müde, glücklich und halb nackt



Haus im Dezember angegriffen worden. Damals ist die Drohne explodiert und hätte dabei fast ihren Mann, einen Wächter der Fischfabrik, verletzt. Die Fenster seien zerschmettert worden. Erst gestern hätten sie neue bekommen. Den ganzen kalten Winter wohnten sie hinter Plastikfolie. »Warum wir?«, ruft sie.

Ins Haus lässt sie uns nicht, aus Misstrauen. Hinter den Fenstern sehen wir einmal verhuscht ihren Sohn in Trainingshosen. Er hat Angst, zur Armee eingezogen zu werden, und versteckt sich vor den Rekrutierungstrupps, die überall in der Ukraine nach Wehrpflichtigen suchen. »Ich habe ihm verboten, das Grundstück zu verlassen. Nur über meine Leiche! Das habe ich gesagt. Aber er macht sich nützlich. Er kümmert sich um den Garten. Schaut, wie er unseren Garten gepflegt hat!« Sie weint. »Es tut mir leid. Ich habe etwas getrunken.«

GELB

Gelb ist die Farbe, die dem Licht am nächsten ist. Das Sonnenlicht ist zwar farblos, scheint durch die Partikel in der Erdatmosphäre aber oft gelb. Wahrnehmbar bei einer Wellenlänge von 570 bis 590 Nanometern. Die Erkrankung Xanthopsie lässt die Betroffenen nur noch Gelb sehen. Kann durch die Sexdroge Poppers ausgelöst werden. Gelb bringt Babys schneller zum Weinen. Im Mittelalter wurde es aus Ochsengalle hergestellt, in Indien aus dem Urin von Kühen, denen man ausschließlich Mangoblätter zu fressen gab. In der Antike gewann man Gelb aus Arsenerz. Es heißt, dass sich damals viele Maler vergifteten beim Anlecken ihrer Pinsel.

TAG 16. »Komm mich doch mal besuchen«, sagt Moldovanov zum wiederholten Male zur Direktorin, als sie sich an diesem Morgen auf den dunklen Korridoren begegnen. »Jaja«, sagt sie fast tonlos. Er wird heute nicht lange arbeiten, sagt er. Das Rot des Feuerpferdes müsse erst gut trocknen, bevor er weitermachen könne. Zur Mittagszeit sind außerdem Gewitter vorhergesagt. Das sieht er auf seinem Handy. Jeden Tag schickt er Fotos vom aktuellen Zustand des Bildes nicht

Vor der Bäckerei steht Witalijs Motorrad. Mit dem treibt er seine Schafe übers Feld – und kann vor Drohnen fliehen

nur seinen Galeristen in Lwiw, sondern auch Natascha. Sie hatte vor dem Krieg den besten Schönheitssalon in Mykolajiw. Sie sind ein Paar, sagt er. Seit 2022 allerdings haben sie sich nicht mehr gesehen. Sie ist mit ihrer Tochter nach Norwegen geflohen und traue sich seither nicht mehr zurück.
Er will ihr eines der schönsten Porträts schenken, die er je gemalt hat, sagt Moldovanov. Es hängt seit Jahren in seinem Flur. Ein strenges Gesicht zwischen blonden Haaren. Er redet oft von Natascha und ihrem Besuch, den sie ihm versprochen hat.

Die Fenster der zweimal drohnengetroffenen Tanja hat der Schäfer Witalij, 51, ausgetauscht. Wir treffen ihn auf seinem Motorrad vor der Bäckerei. Es sind kaum mehr Handwerker im Dorf. Witalij besorgt die meisten Ausbesserungen in Parutyne. Ein Multitalent, an den Händen Öl, an den Schuhen Dreck. Er wohnt am Ortsrand, nicht weit von Wolodymyr mit seinen Bienen. Witalij erzählt von seinen Söhnen, erzählt gedrängt, ohne Unterlass. Das ist das Auffällige in Parutyne: Sie alle reden, als gäbe es kein Morgen, gehetzt, wie rasend, Sturzfluten aus Silben.
Der jüngere von Witalijs Söhnen, Slawa, zwölf, ist autistisch. Er bekommt jeden zweiten Tag spezielle Massagen im 40 Kilometer entfernten Mykolajiw. Witalij zählt das Therapieprogramm auf: Logopädie, Psychologie, in der Schule besondere Betreuung. »Alles, was wir verdienen, verwenden wir für Slawa«, sagt er. Der zweite Sohn, Sergei, 35, ist seit August 2024 nach einem Fronteinsatz vermisst. Fast eine gesamte Brigade, 713 Männern, sei eingekesselt worden und gelte seither als verschollen.
Die Nachricht sei ihm von drei Uniformierten überbracht worden, die vor seinem Gartentor erschienen. Er fütterte gerade die Hühner. Dieser Sohn sei seine ganze Hoffnung gewesen. Die Zukunft der Familie. Vater und Sohn hatten vor dem Krieg lange Jahre zusammen auf Baustellen in Polen gearbeitet. »Ich habe seitdem lauter Ticks entwickelt.« Die ständige Unruhe, die Schlaflosigkeit. Eine Zeit lang habe er nur noch verschwommen sehen können. Er nimmt jetzt Pillen.
Selten verlässt Witalij das Dorf. Er meidet Kontrollstellen und Menschen, die er nicht kennt. Die Behörden haben ihm zwar Dokumente ausgestellt, die ihn vom Militärdienst befreien, da ein Sohn behindert ist, der andere vermisst. Aber er hat von Fällen gehört, in dem Rekrutierer die Echtheit der Dokumente anzweifelten und die Betroffenen einfach mitnahmen. »Ich will nichts riskieren«, sagt er.

Am Ende des Tages betrachtet Moldovanov seinen Himmel. Der Himmel glüht im Orange der aufsteigenden Sonne, in Erwartung des Frühlings, geschmückt mit gelb leuchtenden Wölkchen, wie goldene Kronen auf Glückseligkeit.

GOLDEN

Eine Farbe, die nur durch Albert Einsteins Relativitätstheorie zu erklären ist. Gold besitzt einen der schwersten Atomkerne im Reich der Moleküle. Der Kern stößt die Elektronen ab, die ihn umkreisen. Er lässt sie fast mit Lichtgeschwindigkeit rasen, was zu schnell ist für das Auge, um Blau und Grau zu erkennen. In diesem Tempo sieht der Mensch nur: golden. Es ist die Farbe der Göttlichkeit, der Transzendenz und des Übergangs zwischen zwei Zuständen, etwa dem Leben und dem Tod.

TAG 18. Es ist heißer geworden in Parutyne. Die Kastanien sind verblüht, dafür stehen nun die Akazien in voller Pracht. Die Wiesen wogen in ihren reichsten Farben. Alle Farben sind mittlerweile in der Landschaft, das Rot, das Gelb, das Blau!
An diesem Tag wird im Dorf die Kampfbrigade, die hier stationiert war, durch eine andere abgelöst. Lange Konvois bewegen sich durch den Ort. Die Fahrzeuge tragen auf ihren Dächern die seltsamsten Aufbauten. Sie alle senden elektronische Signale, die die Funksignale von Drohnen stören sollen. Einige sehen aus wie Nadelkissen mit vielen kabeldünnen Antennen. Andere sind mit dicken Metallstäben bewehrt, tragen Metallgitter, die an Grillroste erinnern, oder schwarze Halbkugeln, die Pilzen oder Glocken gleichen. Das ist das unsichtbare Schlachtfeld dieses Krieges: die Strahlungen der unterschiedlichen Funkfrequenzen, die den Tod (ab)lenken.
»Schaut, ich habe neue Nachbarn!«, sagt Moldovanov, der uns wie immer vor seinem Haus begrüßt. Heute ist er ganz aufgeregt. In einem Schuppen nebenan ist vor einigen Tagen eine Füchsin mit ihren Welpen eingezogen. Es sei die gleiche Füchsin, die vor zwei Jahren in seinem Schuppen zur Welt kam. »Gestern Abend hat sie mich angesehen und keine Angst vor mir gehabt. Sie erinnert sich an mich.« Die Federn eines gerupften Huhns liegen davor. Aber Moldovanov weiß, dass die Jägerin bald die Gejagte sein wird. Die Schakale, die der Krieg ins Land brachte, hetzen fast alle Füchse zu Tode.
Im Kulturpalast sind Putzfrau und Hausmeister dabei, die morgendliche Wasserlache aufzuwischen; verschämt schauen sie auf das fast vollendete Bild. Wie sie es finden? Sie murmeln Unverständliches. Für Moldovanov bleibt nur noch wenig zu tun. Er lässt sich in einen der Sitze fallen. Das Bild ist noch nicht im Gleichgewicht, sagt er schließlich. Es malt in die rechte Hälfte eine Stadt aus winzigen, grauen Plattenbauten, bevölkert von Miniaturmenschen, eine davon trägt blondes Haar und ein rotes Kleid. Er tippt mit der Pinselspitze auf das Figürchen, grinst und sagt: »Natascha!« Sie, die Ferne, die ihn nie besuchen kommt, baut er in viele Bilder ein. So bleibt sie ihm nahe.

Noch immer ist die Schule in Parutyne offen, als letzte Schule in der Gegend. Alle anderen in den Nachbargemeinden sind zerbombt. »Es ist ein furchteinflößender Tag«, sagt die Rektorin Iryna Ralenko, 57. Die Schule unterrichtet alle Klassen bis zur Zwölften, ein zweistöckiger Bau gegenüber dem Kulturpalast. Über dem Dorf steht heute immer wieder Maschinengewehr-Rattern. Ukrainisches Militär versucht, angreifende Drohnen abzuschießen. Die Kinder habe sie heute kein einziges Mal ins Freie gelassen. Unterricht findet nur noch im Kellergeschoss statt. Dort haben sie Lagerräume zu Klassenzimmern umfunktioniert. Die Wände strichen sie bunt, holten Tafeln, Bänke und Stühle von oben.
Es sei eine Zeit der schwierigsten Entscheidungen, sagt Ralenko. Jahrelang hatten sie nur online unterrichtet, aber die Kinder hätten darunter extrem gelitten.

»Wir drohten die Kinder zu verlieren. Die Kinder wussten danach nicht mehr, wie sie miteinander spielen sollten. Sie verlernten, miteinander zu reden.«
Sie versuchen jetzt einen Kompromiss: Vormittags wird im Keller unterrichtet, nachmittags online. So minimiere sich das Risiko, in der Schule oder auf dem Schulweg von einer Bombe getroffen zu werden und andererseits durch die Vereinzelung am Computer sozial zu verkrüppeln.
Die Spiele der Kinder haben sich verändert, beobachten die Lehrerinnen. In den Pausen jagten sich die Kleinen durch den Kellerkorridor und spielten TCK. Die Abkürzung für die Rekrutierungseinheiten, die in fast jeder Familie Schaudern auslöst. Rekrutierer jagt Deserteur: ein großer Spaß.
Die beiden Lehrerinnen steigen in die oberen Etagen, drei Stockwerke verlassener Klassenzimmer und Korridore. Eine Gruppe Handwerker, finanziert von Unicef, klebt gerade Folien auf die Fensterscheiben. So zersplittert das Glas nicht bei Explosionen. Ein landesweites Programm für Schulen und Kindergärten.

TAG 20. Die letzten Pinseltupfer. Die Kieselsteine am Strand färbt Moldovanov golden. Die Verheißung des Frühlings. Eine Weile noch betrachtet er das Bild, dann löst er es vom Rahmen, rollt es, bindet es, wickelt es in eine Folie, in eine zweite, schultert sie stolz, strahlt übers ganze Gesicht und sagt: *»Dembel!«* – was der alte Freudenjuchzer sowjetischer Wehrpflichtiger bei ihrer Entlassung war. Es ist vollbracht.
So nimmt er die Rolle, wirft sie auf seine Schulter wie ein Stück erlegtes Wild, will sie sich auch nicht von uns abnehmen lassen. Er kommt nur bis zum Gartentor. Ein helles Sirren plötzlich über uns, nah über uns. Wir werfen uns hin, in den Straßengraben, ins Gebüsch, eine FPV-Drohne, eine, die von einem Menschen gesteuert wird, der uns durch seine Kamera sieht und in diesem Moment entscheidet, ob er uns sterben oder weiterleben lässt.
Das Propellergeräusch entfernt sich wieder. Wir dürfen weiterleben. Die Drohne fliegt über Moldovanovs Garten hinweg und ist verschwunden. Moldovanov, immer noch das Gemälde auf seinen Schultern, ist stehen geblieben. »Ich bin nicht mehr so gelenkig«, sagt er verdutzt.
Eine Weile sitzt er dann drinnen still auf der Bettkante, vor dem Bärenfell seines toten Freundes, wie betäubt. Ob es nicht langsam wirklich zu riskant werde im Dorf, überlegt er. Sein Paradies verlassen? Nach Norwegen gehen? Was solle er da? Auch Natascha rate ihm ab.

TAG 21. Moldovanov will den Bus um 15 Uhr nehmen, aber er hat sich schon eine halbe Stunde früher an der Haltestelle im Dorfzentrum eingefunden. Er will das Bild nach Mykolajiw zur Post bringen. Seine Arbeiten verschickt er immer per Post, entweder nach Lwiw oder nach Kyjiw, wo sein Galerist jeweils Niederlassungen unterhält. Eine Stunde Fahrt. Neun weitere Passagiere. Die Bilderrolle schaukelt in der Gepäckablage.
In Mykolajiw dann vierspurige Straßen, Menschenmassen, Unterführungen mit greller Werbung, Ampeln, ein Hinterhof schließlich, die Sperrgutannahme von Nova Posta. Das Bild wird gewogen, die Gebühr von knapp 40 Euro wird bei Annahme der Galerist begleichen, dann geht Moldovanov in das graue Viertel mit dem grauen Plattenbau, in dem sein ungeliebter Bruder mit seiner fast tauben Mutter wohnt. Er wird sich abends etwas betrinken, Cognac, das muss sein. Gleich am nächsten Morgen will er den Bus wieder zurück nach Parutyne nehmen.
Der Ortsvorsteher, den wir noch ein letztes Mal anrufen, liegt mittlerweile im Krankenhaus. Seine Stimme ist schwach, er kann nur noch flüstern. Der Priester Wasyl kam gestern von einem weiteren Prozesstag zurück. Der Polizist, der den tödlichen Autounfall aufnahm, hatte angeblich vergessen, eine Akte anzulegen. Das Gericht musste sich vertagen, erzählt Wasyl. Er ist heute wieder betrunken. Die Leiterin des Kindergartens hat sich jetzt entschieden, die Spielgeräte im Garten abzubauen. Es sei endgültig zu riskant, draußen zu spielen.
Zum Abschied wirft Moldovanov die Arme hoch und ruft: »Es ist großartig, dieses Leben! Ich freue mich auf jeden Tag! Ich habe so viele Ideen!«
Als Nächstes will er die Füchsin malen.

ROT



Es ist vollbracht! Moldovanov trägt sein Werk zur Post, um es seinem Galeristen zu schicken